



Die heile Welt der Diktatur? Herrschaft und Alltag in der DDR

Eine Ausstellung mit
Fotos von **Harald Schmitt** und
Texten von **Stefan Wolle**

herausgegeben von der
Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
und dem *stern*

BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG



TEXT- UND BILDAUSZÜGE



DIE MACHT

»Wo ein Genosse ist, da ist die Partei«

Der Anspruch auf die »führende Rolle« der SED war keineswegs eine leere Floskel. Bis in den fernsten Landkreis und die kleinste Klitsche regierte die Partei mit absoluter Macht. Ihre Herrschaft ruhte auf einer Basis von 2,3 Millionen Mitgliedern, darunter einem Kaderstamm von mehr als 100 000 haupt- und nebenamtlichen Funktionären. Schon wer die unteren Sprossen der Karriereleiter erklimmen wollte und nicht gerade über außergewöhnliche Fähigkeiten verfügte, war gut beraten, in die Partei einzutreten. Doch der Preis war hoch. Die Partei mischte sich ständig in private Probleme ein: Ehekrisen, kleinere Verfehlungen, Alkoholprobleme – alles wurde in der Parteiversammlung verhandelt. Für viele Genossen aber gab es weitere Unbill. Sie wurden in Leitungsfunktionen genötigt, mussten in Wahlkommissionen mitwirken,

Wahlzettel austragen, im Wohnbezirksausschuss die Beschwerden der Bürger über tropfende Wasserhähne und feuchtes Mauerwerk entgegennehmen, Funktionen in den Massenorganisationen übernehmen und Stimmungsbereichte schreiben. So entstand der Typ des Multifunktionärs, der mit dem Glimmstängel im unrasierten Gesicht, mit einer Aktenmappe unter dem Arm durch die Büroräume zur nächsten Versammlung hastete, zu abendlicher Stunde in trüben Räumen die Planerfüllung diskutierte und im Falle von Schwierigkeiten von oben gerüffelt wurde. Viele von ihnen verstanden die Welt nicht mehr, als ihnen 1989 Wut und Hass entgegenschlug. Hatten sie sich nicht für das Gemeinwohl aufgegeben? Andere waren froh, als sie endlich das Parteibuch in den Pappkarton mit den alten Erinnerungsstücken schmeißen konnten.



EHRENDIENST

»Der Friede muss bewaffnet sein«

»Preußen ist kein Staat mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Staat«, meinte im 18. Jahrhundert Graf Mirabeau, der französische Gesandte am Berliner Hof. Das Bonmot lässt sich mit einiger Berechtigung auch auf das Land der späten Nachfolger des Alten Fritz übertragen. Jeden Mittwoch um 15 Uhr sowie zu Staatsbesuchen und hohen Feiertagen trat in Berlin das »preußische Nationalballett« zum Auftritt an: Mit knallendem Stechschritt, blitzenden Bajonetten und zackigen Kommandorufen zelebrierte das Wachregiment »Friedrich Engels« die Wachablösung vor der Neuen Wache Unter den Linden. »Das ist ja wie bei Adolf«, knurrten manche ältere Leute. Andere bekamen feuchte Augen angesichts dieser Art von Traditionspflege. Und die Soldaten der Westalliierten fotografierten eifrig. Vielleicht ist das Wort von

den »Roten Preußen« zuviel der Ehre. Doch die Gesellschaft der DDR war durch und durch militarisiert. Die NVA, Stasi, Grenztruppen, Bereitschaftspolizei und die paramilitärischen Betriebskampfgruppen zählten in den 80er Jahren fast 2 Millionen Aktive und Reservisten in ihren Reihen. Das gesamte Bildungssystem von der Kinderkrippe bis zur Universität sollte die männliche Jugend zum Wehrdienst ertüchtigen. Die Mädchen wurden wenigstens für den Sanitätsdienst und den Zivilschutz ausgebildet. Die Offiziere der Nationalen Volksarmee sprachen vom »zivilen Sektor«, wenn sie die Welt außerhalb der Kasernenmauern meinten. Natürlich hatte er nur eine Aufgabe, nämlich die Verteidigungsbereitschaft zu gewährleisten. So falsch hatte der Franzose mit seiner Bemerkung wohl nicht gelegen.



MAUERN

Der »Antifaschistische Schutzwall« als Lebensform

Die Mauer war die Grundtatsache des Lebens in der DDR. Sie war nicht nur Bauwerk, sondern ein Lebenszustand. Der DDR-Bürger lebte in dem Bewusstsein, seinen Käfig niemals verlassen zu können – wenigstens nicht bis zum Erreichen der »Reisemündigkeit« mit sechzig bzw. fünfundsiebzehn Jahren. Die Mauer war die eiserne Klammer, die das System zusammenhielt. Sie war nur wirksam, wenn jeder Versuch, sie zu überwinden, mit dem tödlichen Risiko verbunden war, von Splittermitteln zerfetzt oder von den Grenzposten abgeschossen zu werden. Als der systematische Häftlingsverkauf begann, wurde der Druck im Kessel nicht geringer, sondern größer. Die Menschen stellten zunehmend Ausreiseanträge. Oft beriefen sie sich auf internationale Verträge, die auch die DDR unterschrieben hatte, nicht aber einzuhalten gedachte. Ein

Ausreiseantrag war die radikalste Form der Verweigerung. Er war aber auch eine Kapitulation, das Ende aller Hoffnung auf Besserung. Deswegen schwankten die DDR-Behörden zwischen der harten und der weichen Linie. Seit 1984 wurden viele Anträge nach einiger Zeit bewilligt. Dennoch nahm die Zahl der Antragsteller nicht ab. Im Gegenteil! Die »Ausreiser« organisierten sich und machten die Kirche zum Podium ihres Anliegens. Die Oppositionsgruppen sahen das mit gespaltenen Gefühlen. Den Sprechchören »Wir wollen raus!« setzten sie nach den Leipziger Montagsgebeten 1989 den Ruf entgegen »Wir bleiben hier«. Das war eine deutliche Kampfansage an das SED-Regime. Im Sommer spitzte sich die Lage dramatisch zu. Als am 9. November 1989 die Mauer fiel, war dies das Todesurteil für den Staat, der nur noch durch die Mauer zusammengehalten worden war.



GEMEINSCHAFT

Der Einzelne und sein Kollektiv

Niemand entging in der DDR dem Kollektiv. Es war allgegenwärtig: als Klassenkollektiv, FDJ-Kollektiv, Arbeitskollektiv, Parteikollektiv und Hausgemeinschaftskollektiv. Man sprach von der erzieherischen Funktion, sogar von der Weisheit des Kollektivs. Individualismus war fast schon ein Verbrechen. Jedenfalls war dieser Vorwurf in der Beurteilung ein dicker Minuspunkt. Wer sich gegen einen solchen Eintrag in seine Kaderakte wehrte, bewies gerade dadurch seinen Individualismus und verschlimmerte die Sache noch. Andere Schlagworte der SED-Propaganda waren Schall und Rauch. Der Geist der Kollektivität aber existierte wirklich. Das lag wohl an seiner seltsamen Doppelfunktion. Das Kollektiv war auf der einen Seite Instrument der sozialen und

ideologischen Kontrolle sowie Transmissionsriemen zur Durchsetzung des Willens der Partei. Aber das Kollektiv war andererseits auch eine Gemeinschaft zur Bewältigung der Alltagsprobleme. Hier war man unter Kumpeln und hielt auch gegen die Obrigkeit zusammen. Das Kollektiv verband die Arbeitssphäre mit dem Privatleben. Wenn ein Umzug zu bewältigen oder eine Wohnung zu renovieren war, half das Kollektiv und besorgte Baumaterial, Werkzeug und einen Kleintransporter aus den Beständen des Betriebs. Wer wollte angesichts der Notwendigkeit der Materialbesorgung schon von klauen reden? Gemeinsam arbeiten, gemeinsam leben und gemeinsam »besorgen« – darin bestand das Wesen des Kollektivs, ehe es nach 1989 zum Team wurde, das von nicht wenigen Ostdeutschen als kalt und unpersönlich empfunden wird.



GLAUBE

»Die Partei, die Partei, die hat immer recht!«

Ein Klick bei YouTube und schon schmettert der Arbeitersänger Ernst Busch das Lied der Partei mit dem Refrain: »Die Partei, die Partei, die hat immer recht! ...«. »Das Lied ist ja wohl der Hammer«, kommentiert ein Internet-User das Tondokument. »Ich hab mich fast bepisst vor Lachen. ... Das ist doch 'ne Verarsche oder ist das ein >echtes< DDR-Lied?« Das Lied ist nicht nur echt, es war seit den fünfziger Jahren die offizielle Hymne der SED. Text und Musik stammen von Louis Fürnberg. Nach seiner Rückkehr aus dem palästinensischen Exil in seine tschechoslowakische Heimat drohten 1951 die stalinistischen Schauprozesse auch ihn zu verschlingen. Das »Lied der Partei« wurde zu einem Aufschrei der von Glaubenszweifeln

gequälten Seele eines überzeugten Kommunisten und offenbarte dadurch den Kern der Herrschaftspraxis. Auf dem Wahrheitsmonopol ruht die Macht der Partei. Und mit Hilfe dieser Macht setzt sie ein Unfehlbarkeitsdogma durch, das selbst die mittelalterlichen Päpste vor Neid hätte blass werden lassen. Die innere Logik dieses Zirkelschlusses ist unwiderlegbar. Die Partei ist allmächtig, weil sie immer recht hat, und sie hat immer recht, weil sie allmächtig ist. Doch die herrschende Partei ersticke mit ihrem Allmachtsanspruch gerade jene Eigenschaften, die sie gebraucht hätte, um den Sozialismus aufzubauen: Kreativität, Intelligenz, Kritikfähigkeit und Risikobereitschaft. Insofern ist der »realexistierende Sozialismus« nicht an seinen Fehlern, sondern an seiner Vollendung gescheitert.



LIEBE

»Echte Liebe gehört zur Jugend«

Walter Ulbricht proklamierte 1958 die »Zehn Gebote der sozialistischen Moral«. Dort heißt es im neunten Gebot: »Du sollst sauber und anständig leben und Deine Familie achten«. Das ist recht allgemein, doch die Folgen solcher Tugendgebote waren sehr konkret. In den fünfziger Jahren herrschte in der DDR noch eine pseudo-proletarische Kleinbürgermoral. Dagegen malte die SED-Propaganda ständig das Bild einer sittlich verkommenen und verfaulenden kapitalistischen Gesellschaft an die Wand. Es galt, die Jugend vor dem moralischen Verfall des Westens zu behüten. Tugend, Anstand, Sauberkeit und ein gesundes Eheleben waren eminent politische Kategorien. Doch die Zeiten wandelten sich auch in der DDR. »Echte Liebe gehört zur Jugend«,

hatte es im September 1963 im Jugendkommuniqué der SED geheißen. In der »Jungen Welt«, der Tageszeitung der FDJ, erschien nun eine Rubrik »Unter vier Augen ...«. Dort beantworteten Sexualwissenschaftler Leserfragen. So fragte eine Briefschreiberin, ob eine Liebesbeziehung am Arbeitsplatz schädliche Folgen für die Kollektivbildung haben könne. Dies verneinte der Ratgeber energisch: »Die Gebote der sozialistischen Moral und Ethik verlangen von jedem Menschen in unserer Gesellschaft, sauber und anständig zu leben. ... Bedeutet das, freundschaftliche Beziehungen zwischen den Geschlechtern, zwischen Mädchen und Jungen im Betrieb seien >unmoralisch<? ... Keinesfalls.« Das klingt nicht gerade nach sexueller Revolution. Doch vorsichtig begannen sich die individuellen Freiräume in der Gesellschaft zu vergrößern.



HOFFNUNG

Hundert Jahre leben

Der Parteitag der sowjetischen Kommunistischen Partei verkündet 1961 wegweisende Beschlüsse, die auch auf der Titelseite des »Neuen Deutschland« in großer Aufmachung verbreitet wurden. Innerhalb von 20 Jahren werde man den Kommunismus errichten. »Die UdSSR erreicht die höchste Produktion in Industrie und Landwirtschaft in der Welt und übertrifft damit die fortgeschrittensten kapitalistischen Länder. ... Es wird das Prinzip gelten: Jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.« Zuerst würde es die Grundnahrungsmittel umsonst geben, dann würde man Miete und Strompreise und schließlich das Geld überhaupt abschaffen. Jeder könnte sich dann im Laden aus der Überfülle des Angebots soviel mitnehmen, wie er brauche. Damit gehörten auch Verbrechen, Gerichte und Gefängnisse der Vergangenheit an.

Die Arbeit sei dann nur noch Lebens- und Glückserfüllung. »Der Traum, 100 Jahre zu leben, ohne zu altern, wird Wirklichkeit«. All dies sollte bereits 1980 Realität werden. Als es soweit war, hatte sich längst Schweigen über solche kühnen Prophetien gelegt. Denn die Utopie war in ihrer Wirkung immer zwiespältig. Sie war das Opium für die Anhängerschaft der Partei, aber sie konnte schnell zur gefährlichen Herausforderung für die Herrschenden werden. Als 1968 in der benachbarten Tschechoslowakei die Reformkommunisten mit der Demokratie ernst machten, schickte der Warschauer Pakt seine Panzerdivisionen. Auch in der DDR brach immer wieder der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit auf. Nicht wenige der entschiedenen Oppositionellen hingten dem Traum vom wahren Sozialismus an. Erst als 1989 die Idee zur Praxis werden sollte, zerfiel sie zu Staub wie eine Mumie, die an die frische Luft gezerzt wird.



KINDHEIT

Sind so zarte Pflänzchen

Im »Handbuch des Pionierleiters« von 1952 stand als Motto ein Wort Stalins: »Die Menschen muss man sorgsam und achtsam großziehen, so wie der Gärtner den von ihm gehegten Obstbaum großzieht«. Ein verräterischer Satz, denkt man die gärtnerische Metaphorik konsequent zu Ende. Ein guter Gärtner beschneidet die Zweige und stutzt die Hecken. Er jätet das Unkraut und vertilgt die Schädlinge. Allein der Gärtner weiß, was gut und schlecht ist für seine Schützlinge. Die Pflänzlein werden ungefragt gestutzt und beschnitten. Der Soziologe Zygmunt Baumann hat für den umfassenden Herrschaftsanspruch absolutistischer Systeme den Begriff des Gärtnerstaates geprägt. Die kommunistische Utopie zielte nicht allein auf radikale Veränderung der ökonomischen und politischen Strukturen. Sie zielte auf den Neuen Menschen. Er

sollte aufopferungsvoll, ehrlich, gesund und stark sein, die Heimat, die Partei und das Vaterland lieben. Die Kindheit spielt in der Metaphorik wie in der politischen Praxis der totalitären Systeme eine zentrale Rolle. Die Führer der Arbeiterklasse ließen sich gerne mit uniformierten Mädchen und Jungen filmen und fotografieren. Auf den bunten Plakaten sah man die Kinder glücklich lachen und hoffnungsfroh in die Zukunft schauen. So radikal der Anspruch war, so gründlich ist er gescheitert. Die Retortenbabys der kommunistischen Ideologie waren fehlerhaft programmiert und erhoben sich eines Tages gegen die eigenen Schöpfer. So schlecht kann die Schule der DDR ja wohl doch nicht gewesen sein, halten manche den späten Verächtern des DDR-Erziehungssystems entgegen, wenn es so viele kritische Köpfe hervorgebracht hat.



JUGEND

Die Hausherren von morgen

Der Geist der Rebellion wurde mit jeder Generation neu geboren. In den fünfziger und den frühen sechziger Jahren rückte die Volkspolizei mit Gummiknüppel und Hunden an, wenn in einem Tanzlokal Rock'n'Roll gespielt wurde. Mitte der sechziger Jahre begann die Hetzjagd auf »Gammler«. Sie trugen nach dem Vorbild der amerikanischen Hippies lange Haare, verwaschene Blue-Jeans und Kutten. Am Abend standen sie in Gruppen an der Straßenecke und hörten mit der Kofferheule Beat-Musik. Im FDJ-Organ »Junge Welt« wurden die sozialistischen Kollektive aufgefordert, diesen »negativen Elementen« mit Gewalt die Haare zu scheren und sie unter die Dusche zu stecken. Einige der Beat-Fans wurden vor Gericht gezerzt und zur

Arbeitserziehung verurteilt. Doch im Kampf gegen Beat-Musik, lange Haare und kurze Röcke stand die Partei auf verlorenem Posten. Erich Honecker begann seit seinem Amtsantritt im Mai 1971, die Leine etwas länger zu lassen. Die Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Sommer 1973 waren ein Probelauf für die neue Jugendpolitik. Nun gab es die verpönten Levi's hin und wieder auch in der DDR zu kaufen. Die Beatles und andere westliche Pop-Musik liefen im Radio und konnten auch in der Disco gespielt werden. Doch die Toleranz dauerte nicht lange. Als Anfang der achtziger Jahre die ersten Punks, später auch Skinheads und Grouffies auftauchten, fiel der Obrigkeit angesichts der wilden Gestalten nichts anderes ein als der Ruf nach der Stasi.



SPORT

»Diplomaten im Trainingsanzug«

Über das »Sportwunder DDR« ist viel gerätselt worden. Doch Bewunderer wie Verächter sind sich in einem Punkt einig. Die Erfolge des Sports waren, neben dem systematischen Doping, Ergebnis eines zentralisierten und großzügig finanzierten Programms. Ohne den Massensport wären die Erfolge des Spitzensports kaum möglich gewesen. Doch der Sport in der Schule und im Verein hatte stets auch einen militärischen Aspekt. Hinzu kamen Geländeübungen mit Karte und Kompass und Schießübungen mit dem Kleinkalibergewehr. Die Jungen sollten tüchtige Soldaten werden und sich früh im Handgranatenweitwurf und Ausdauerlauf üben. Der wichtigste Grund für die Sportförderung war sicher das Streben nach internationaler Anerkennung. 1968 beschloss das Internationale Olympische Komitee (IOC), dass die DDR das nächste Mal unter ihrer Staatsbezeichnung

mit eigener Fahne und Hymne antreten sollte – und das in München. Der DDR war damit ein Durchbruch gelungen. Die »Diplomaten im Trainingsanzug« erreichten jene internationale Anerkennung, von der die DDR damals noch weit entfernt war. Die Sportberichterstattung der DDR jubilierte in München, in Montreal, in Moskau. Waren die DDR-Bürger stolz auf ihre »Goldmädchen und Goldjungen« wie es die Propaganda darstellte oder ärgerten sie sich heimlich über das Jubelgeschrei nach jedem sportlichen Großereignis, wenn wieder irgendwo in der Welt die DDR-Nationalhymne erklang? Die Wahrheit lag auf schwer zu erklärende Weise wohl in der Mitte. Wenn im Westen auch sonst alles schicker und besser war, wenigstens im Sport brauchte sich die DDR nicht zu verstecken. Wenn allerdings die »BRD«-Fußballmannschaft um Welt- oder Europameisterschaftsehren kämpfte, schlug auch in der DDR das Herz der Fans für »Deutschland«.



ARBEIT

Ruhm und Ehre

Die Arbeit, insbesondere schwere körperliche Arbeit, war mit einer fast religiösen Aureole umgeben. Arbeit war Sinnerfüllung, Teilhabe an dem großen Projekt der Weltverbesserung, kurzum eine Sache des Ruhmes und der Ehre, wie es in einer aus der Stalinzeit stammenden Parole hieß. Natürlich war das zum Teil reine Propaganda. Doch wenn die Fotos der Bestarbeiter auf dem Betriebshof ausgehängt wurden, schlich sich in den Spott auch ein bisschen echter Stolz ein. Es gab in der DDR eine Menge Leute, die wenig mit dem Staat am Hut hatten, aber dennoch alles für die Planerfüllung taten und sogar den Schlendrian und die Bummelkritisierten. Denn dies war die überall sichtbare Schattenseite des betrieblichen Lebens. Aufgrund des niedrigen technologischen Niveaus der DDR-Wirtschaft sowie der Republikflucht vor

dem Mauerbau herrschte ein akuter Arbeitskräftemangel. Es gab sogar eine gesetzmäßige Arbeitspflicht. Wer ohne ständige Beschäftigung war, musste mit Ärger rechnen, der bis zu einem halben Jahr Arbeitserziehung gehen konnte. Je niedriger die Qualifikation war, desto dringender wurden die Leute gebraucht. Vor den Betrieben hingen Schilder mit der Aufschrift: »Wir suchen aus der nichtberufstätigen Bevölkerung«. Dann folgten durchaus lukrative Angebote. Ungelernte Hilfskräfte, Transportarbeiter oder weibliche Reinigungskräfte waren für jeden Kaderleiter wie Goldstaub. Kein Meister oder Abteilungsleiter durfte es wagen, den geschätzten Kollegen zu nahe zu treten, wenn es einige von ihnen mit dem Schichtbeginn nicht so genau genommen oder in der Nachtschicht eine Flasche Schnaps geleert hatten. Die Leitung drückte ein Auge zu und verließ sich darauf, dass die Kollegen es nicht übertreiben würden.



WIDERSTEHEN

Durch den Regen gehen, ohne nass zu werden

Abducken, Schnauze halten, nicht unangenehm auffallen! Wie konnte man über lange Zeit so leben? Ganz offenbar konnte man es, denn eine große Mehrheit hat es getan. »Es gibt hier einige, die wollen durch den Regen gehen, ohne nass zu werden« lautete eine der Floskeln der SED-Funktionäre. Das hörte sich nicht nur wie eine Drohung an. Es war eine Drohung. »Gesellschaftliche Inaktivität« war ein schwerwiegender Vorwurf. So wurde der Alltag zu einem täglichen Eiertanz. Im vertrauten Kreis oder in der Kneipe kotzten viele ihre Wut und ihren Hass aus, um sich am nächsten Tag ohne Widerspruch die verlogenen Parolen anzuhören. Andere zogen sich gänzlich zurück und erklärten Politik für unwichtig. Einige wurden mutig, nachdem sie einen Ausreiseantrag gestellt hatten und es keinen Weg mehr zurück gab. Nur wenige – allzu

wenige – fanden den Weg in die Umwelt- und Friedensgruppen, die unter dem Schutzdach der Kirche agierten. Das erforderte bis zum Schluss nicht wenig Mut. Denn niemand wusste, was noch kommen würde. Das Alltagsverhalten der Menschen war so widersprüchlich wie die Situation, in die sie gestellt waren. Sehr viele Menschen verzichteten bewusst auf Karrierevorteile, einfach nur um anständig bleiben zu können. Manche versuchten, in ihrem konkreten Umfeld Verbesserungen herbeizuführen. Andere pflegten ihre literarischen und künstlerischen Interessen und hielten vornehme Distanz zum SED-Staat. Erst als die kleinen Bürgerrechtsgruppen, die Gunst der Umstände nutzend, die Verhältnisse zum Tanzen brachten, gerieten die Massen in Bewegung und zeigten, dass sie in der Lage waren, ihre »selbstverschuldete Unmündigkeit« – wie es Immanuel Kant genannt hatte – zu überwinden.



MANGEL

Jäger und Sammler

Der pfiffige DDR-Bewohner hatte stets einen Dederonbeutel bei sich. Diese Taschen aus synthetischer Faser ließen sich zusammenfalten, mit einem Druckknopf auf Minimalformat zusammen pressen und in die Manteltasche stecken. Zudem waren die Beutel wasserdicht. Sie verwandelten sich beim Auslaufen der undichten Milchbeutel in ein tragbares Feuchtbiotop, das aber nach außen gut isoliert war. DDR-Bewohner waren ein Volk der Jäger und Sammler – immer auf der Pirsch nach jagdbarem Wild. So wie die Jäger der Vorzeit die Wildwechsel, so kannten sie die Lieferzeiten und die Gewohnheiten der Angehörigen des Verkaufsstellenkollektivs. Der Wochenendeinkauf glich einer Großwildjagd. Mutti teilte vor der Kaufhalle die Geschwister ein. Einer stellte

sich am Fleischstand, einer am Gemüsestand, einer schon an der Kasse mit dem Einkaufswagen an. Mutter kümmerte sich in der Getränkeabteilung um das Bier für Vati. Nicht dass in der DDR Hunger geherrscht hätte. Im Gegenteil, es wurde mehr gefuttert und getrunken als der Gesundheit zuträglich war. Was fehlte, waren Qualität, Auswahl, vor allem aber Kontinuität. Plötzlich gab es im ganzen Land keine Briefumschläge mehr. Es wurde gemunkelt, dies läge an der Amnestie. Die »Knackis«, die bisher die Umschläge geklebt hätten, seien auf freiem Fuß. Ein andermal gab es kein Knäckebrot mehr. Die Partei verbreitete unter der Hand, in irgendeinem befreundeten Staat im fernen Asien herrsche große Not. Das gesamte Knäckebrot sei dorthin geliefert worden. Wer wollte da noch meckern?



GEBORGENHEIT

Die Sehnsucht nach der Diktatur

Geborgenheit ist einer der Schlüsselbegriffe zum Verständnis der DDR. Die SED erklärte die Menschenrechte zum Propagandaschwindel der westlichen Medien und setzte die sozialen Rechte dagegen, die angeblich in der DDR verwirklicht waren. Sie traf damit ein Lebensgefühl, das viele Menschen tatsächlich verinnerlicht hatten. Der Westen war gewiss nicht ohne Verlockung, im Osten aber herrschte Sicherheit. Die Doppeldeutigkeit dieses Begriffs beschreibt die zwei Seiten des Lebens in der DDR. Sicherheit meinte die Staatssicherheit, konkret also die Stasi, die alle Bereiche des Lebens überwachte. Aber da war auch die Sicherheit des Arbeitsplatzes, des Krippenplatzes, der niedrigen Miete und der subventionierten Grundnahrungsmittel.

Geborgenheit beschreibt sowohl den Kindergarten als auch den Zustand der Unmündigkeit, in dem die Bürger der DDR gehalten wurden. Viele Menschen haben nach 1989 den Gewinn an individueller Freiheit als Verlust der Geborgenheit erlebt. Die Auflösung des Obrigkeitsstaates war für sie ein Absturz in die Freiheit. Die Unfreiheit war das Zwangskorsett, das den Einzelnen von selbstverantwortlichen Entscheidungen befreite. Als die eiserne Klammer des Zwangssystems fiel, wurden die eingeübten Überlebensstrategien der Mangelgesellschaft gegenstandslos. Die relative Gleichheit der sozialistischen Einheitsgesellschaft wich schnell einer neuen Ungleichheit zwischen den Verlierern und Gewinnern der Wende. So träumt sich mancher gerne zurück in ein Sozialparadies, das es nie gegeben hat.

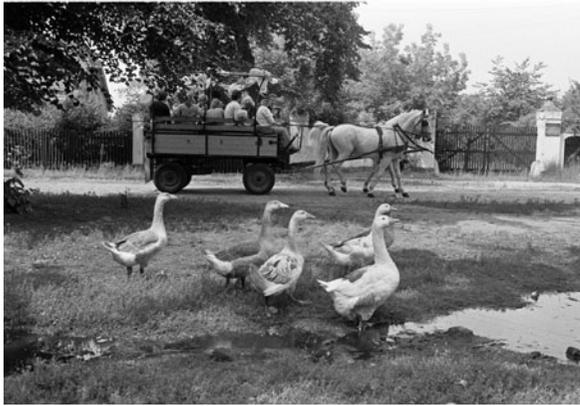


KULTUR

Die gebildete Nation

»Sozialistisch arbeiten – sozialistisch leben« hieß die Parole. Dazu gehörte auch, dass vorbildliche Brigaden ein Theateranrecht hatten. Zum staatlich gestützten Billigpreis gingen einmal im Monat alle zusammen ins Theater. Der Kulturfunktionär der Gewerkschaft besorgte die Karten und guckte schief, wenn jemand allzu oft fehlte. Immerhin war der Punkt wichtig für den Titelkampf, wollte man »Kollektiv der sozialistischen Arbeit« werden. So war ein gewisser Druck vorhanden. Aber wenn es soweit war, gingen alle gerne mit. Die Kolleginnen machten sich fein, die Kollegen zwängten sich in den dunklen Anzug und würgten die ungewohnte Krawatte um den Hals. In der DDR ging es bürgerlich zu. Auch eine Dichterlesung brachte einen dicken Pluspunkt ein.

Das Wort vom Leseland DDR ist nicht falsch. Beim Buchbasar zum 1. Mai herrschte ein Andrang, dass die Dichter fast um ihr Leben fürchten mussten. Das war vor allem eine Folge des Mangels an Büchern. Im Buchhandel war fast alles Bückware, was sich irgendwie lesen ließ. Kündigte sich gar ein neuer Roman von Stefan Heym oder Christa Wolf an, steckten im Karteikasten des Buchladens dreimal mehr Bestellungen als die Filiale Exemplare bekam. Besonderen Reiz hatten Bücher aus der Bundesrepublik, die vom Westbesuch oder der Oma mitgebracht wurden und unter guten Freunden von Hand zu Hand gingen. Auch das ungestillte Fernweh konnten die allermeisten nur durch Lektüre stillen. Wer nie eine Chance hatte, nach Paris zu kommen, las die Romane von Balzac oder Zola.



HEIMAT

» ... das sind nicht nur die Städte und Dörfer.«

»Die Heimat hat sich schön gemacht, und Tau blitzt ihr im Haar ...« sangen die Jungen Naturforscher, wenn sie durch Wald und Heide zogen. »Die Wiese blüht, die Tanne rauscht. Sie tut geheimnisvoll. Frisch das Geheimnis abgeleuchtet, das uns beglücken soll.« Sie sammelten seltene Käfer und erforschten das Leben der Lurche und Kriechtiere. Andere bauten in ihrer Freizeit die alte Stadtmauer wieder auf oder pflegten sorbische Volksbräuche. Das Ländchen zwischen Rügen und dem Thüringer Wald war ein bisschen klein geraten, doch es bot viel Heimat. Man hängte sich Zwiebelzöpfe in die standardisierten Neubauküchen und stellte zum Advent Schwibbögen aus dem Erzgebirge ins Fenster. Die SED nahm dies unwillig hin. Immerhin war die Flucht in die Idylle besser als die Flucht in den Westen.

Zuletzt bot das Heimatgefühl sogar einen der letzten Strohhalme, an den sich die SED klammerte. Jenseits von Ideologie und Politik sollte eine Identifikation mit dem eingemauerten Land entstehen. So durfte Friedrich der Große ab 1980 wieder Unter den Linden in Berlin reiten, in Dresden wurde mit dem Wiederaufbau des Schlosses begonnen und in Mecklenburg wurde wieder das Plattdeutsche gepflegt. Die Tage des Wendeherbstes 1989 brachten schließlich die Wiederkehr der Regionen. Neben den Deutschlandfahrten tauchte das grün-weiße Banner Sachsens auf, schließlich auch der Rote Adler Brandenburgs, der mecklenburgische Ochse und die anderen Symbole der deutschen Landschaften. Denn die »Heimat, das sind nicht nur die Städte und Dörfer« wie es in einem DDR-Lied heißt, sondern auch das Recht, sie verlassen zu können und dorthin zurückzukehren, wann immer man will.



GOTT

»Hier stehe ich ...«

Die Kirchen standen am Rande einer Gesellschaft, die sich betont atheistisch und kirchenfeindlich gab. Doch immer noch befanden sich die Gotteshäuser im Zentrum der Städte und Dörfer. Wenigstens an den Sonntagen standen die Kirchentüren weit offen und wer sie durchschritt, betrat eine fremde Welt. Während draußen der Verkehr lärmt, war es hier kühl und still. Hier gab es Zeichen und Symbole, deren Bedeutung die Schule nicht mehr lehrte. Auf den Büchertischen im Vorraum lagen sonst im Buchhandel nicht erhältliche Schriften, und in den Schaukästen hingen Hinweise auf Veranstaltungen der Gemeinde, die fremd und geheimnisvoll klangen. Die Kirchen wirkten wie Orte, die die Zeit überdauert hatten. Auch wenn die Kirche es nicht wollte, stellte sie für den Staat die größte aller möglichen Herausforderungen dar. Sie

rüttelte am Wahrheitsmonopol der Partei. Die Kirche war das offene Fenster in der geschlossenen Gesellschaft. Sie war keine wirkliche Nische, aber doch ein windgeschützter Ort. Hier gab es wenigstens im kleinen Kreis einen offenen Gedankenaustausch. Die Fragen, die in der Schule oder bei der FDJ keiner zu stellen wagte, wurden hier diskutiert. Dienen die waffenklirrenden Militärparaden der NVA dem Frieden? Darf man im Namen zweifelhafter ökonomischer Notwendigkeit die Umwelt zerstören? Wohin führt der dauernde Zwang von Lüge und Heuchelei in der Schule? Wenn in der Diktatur irgendwo zwei oder drei Menschen angstfrei miteinander über Politik sprechen, sind es irgendwann Tausende, die wie weiland Martin Luther auf dem Reichstag zu Worms sagen: »Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir!« Und damit eine scheinbar allmächtige Staatsgewalt in die Schranken weisen.



DER WESTEN

» ... nichts verbindet uns mit der imperialistischen BRD«

Der Westen war in der DDR nicht einfach eine Himmelsrichtung. Er war eine gewaltige Projektionsfolie für alle Ängste, Hoffnungen und Sehnsüchte. So wie die BRD-Flagge waren auch die Projektionen der DDR-Bürger schwarz, rot und gold. Für die SED-Propagandisten konnte das Bild kaum schwärzer sein. Der »politische Gegner« war so allgegenwärtig wie der Teufel im mittelalterlichen Weltbild. Die Verführungskünste des Satans hießen in der DDR »ideologische Aufweichung«. Junge Leute wollten gern die flotten Westschlager hören oder träumten von modischen Klamotten aus dem Westen. Die FDJ warnte davor. So in einem Zentralratsbeschluss von 1972: »Die Gegensätze zwischen Sozialismus und Imperialismus sind unüberbrückbar. Wir grenzen uns von diesem verhassten System entschieden ab; nichts verbindet uns mit

der imperialistischen BRD.« Immerhin gab es auch Klassenbrüder in der BRD, wie die Deutsche Kommunistische Partei (DKP). Die »Avantgarde des Proletariats« wollte in Westdeutschland nicht recht gedeihen und bedurfte neben den erheblichen Finanzspritzen auch der Hilfe von Westreisekadern, die das »Opfer« einer Westreise auf sich nahmen. Der rote Westen aber blieb eine Fiktion. Für die meisten Menschen gab es allein den goldenen Westen. Man erwartete das Westpaket von der Westoma, vielleicht auch ein bisschen Westgeld, mit dem man im Intershop einkaufen konnte: Westseife, Westkaffee, Westkaugummi ... Unvergesslich ist vor allem der Geruch des Intershops, dessen Komponenten die Wissenschaft bis heute nicht zu enträtseln vermochte. Der »verfaulende Kapitalismus« roch auf jeden Fall sehr angenehm und viele Menschen wünschten sich mehr von diesem Duft der großen weiten Welt.

HARALD SCHMITT



Die Karriere von Harald Schmitt begann mit einer Ausbildung als Fotografengehilfe in Trier. Er arbeitete als Laborant und Fotograf bei der »Trierischen Landeszeitung«. Anschließend war er drei Jahre bei der Fotografenagentur Frinke in München als Sportfotograf beschäftigt, bevor er zu der bekannten Fotoagentur von Sven Simon in Bonn wechselte. Seine Schwerpunkte dort waren Fotos zu Politik- und Wirtschaftsthemen. In dieser Zeit hatte er auch ein einjähriges Gastspiel in Paris und Nizza bei der Agentur

Star Agency, wo er hauptsächlich Aufnahmen von Dreharbeiten zu Filmen und Homestories von bekannten Schauspielern machte. Seit 1977 ist er fest angestellter Fotograf des *stern*. Die ersten sechs Jahre arbeitete er als akkreditierter Journalist in der ehemaligen DDR, wo er unter anderem auch die ersten Friedensdemonstrationen in Dresden und Jena und die erste Oppositionswelle in Ost-Berlin miterlebte. Als sein Visum schließlich 1983 nicht mehr verlängert wurde, ging er nach West-Berlin. Seit 1987 lebt Harald Schmitt in Hamburg, wo er weiterhin für den *stern* arbeitet. Während seiner langjährigen Tätigkeit für den *stern* produzierte er Fotoreportagen in bisher mehr als 130 Ländern, von denen viele mit international anerkannten Preisen ausgezeichnet wurden.

STEFAN WOLLE



Stefan Wolle wurde 1950 in Halle / Saale geboren. Er ging in Berlin zur Schule und absolvierte eine Buchhändlerlehre. Nach der Armeezeit studierte er Geschichte an der Humboldt-Universität. 1972 wurde er wegen »intellektueller Arroganz« der Universität verwiesen und musste sich »in der Produktion bewähren«. Später konnte er sein Studium fortsetzen. In der Geschichte des Mittelalters fand er jenseits der ideologisch brisanten Zeitgeschichte ein Refugium. Seit 1976 arbeitete er in der Akademie der Wissenschaften auf dem Gebiet der altrussischen Geschichte. In

der zweiten Hälfte der achtziger Jahre suchte er Kontakt zur Opposition. Als die Oppositionsgruppen 1989 am Runden Tisch vertrauenswürdige Sachverständige für die Sicherung der Stasi-Akten brauchten, übernahm er zusammen mit Armin Mitter diese Aufgabe. Bereits im März 1990 veröffentlichten die beiden Historiker die Stasi-Akten-Edition »Ich liebe euch doch alle!«. Der letzte Bestseller der DDR brachte es bis zur Währungsumstellung am 1. Juli 1990 auf 250 000 verkaufte Exemplare. Zunächst in der neu gegründeten Gauck-Behörde tätig, wurden Wolle und Mitter bald wegen eines kritischen Fernsehinterviews fristlos entlassen.

In den folgenden Jahren schrieb Stefan Wolle mehrere Bücher. Der Titel seines Buches »Die heile Welt der Diktatur« ist fast zum geflügelten Wort geworden. Wolle ist heute Mitarbeiter des Forschungsverbundes SED-Staat der Freien Universität und Wissenschaftlicher Leiter des DDR-Museums Berlin.

DIE HERAUSGEBER

Was war die DDR? Diese Frage wird mehr denn je diskutiert. Noch 1989 schien die Antwort eindeutig: Damals gingen Hunderttausende in der DDR auf die Straße, um gegen die Diktatur der SED, für Reisefreiheit und bessere Lebensverhältnisse zu demonstrieren. Heute wird der Alltag in der DDR häufig verklärt. Gab es tatsächlich so etwas wie eine »heile Welt« inmitten der Diktatur? Oder waren SED-Herrschaft und Alltag letztlich untrennbar miteinander verbunden? Die Ausstellung der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und des Magazins *stern* will Antworten auf diese Fragen geben und zur Diskussion einladen. Die Bilder des Hamburger Fotografen Harald Schmitt, langjähriger Korrespondent des *stern* in der DDR, und die Texte des in Halle / Saale geborenen Historikers Stefan Wolle laden zu einer Zeitreise in eine heute immer fremder anmutende Lebenswirklichkeit ein.

Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur fördert die Auseinandersetzung mit der Geschichte und den Folgen der kommunistischen Diktaturen, der deutschen und europäischen Teilung sowie deren Überwindung. Das Hamburger Magazin *stern* widmet diesen Themen schon immer große journalistische Aufmerksamkeit. Mit der gemeinsam erarbeiteten Ausstellung wollen die Bundesstiftung und der *stern* einen Beitrag zur historisch-politischen Bildungsarbeit leisten.

www.stiftung-aufarbeitung.de

www.stern.de

Die Ausstellung umfasst 20 DIN A 1 Plakate, die von der Bundesstiftung Aufarbeitung gegen eine Schutzgebühr von 50,00 Euro abgegeben werden. Ausführliche Informationen zur Ausstellung und den Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.stiftung-aufarbeitung.de/hwdd.

BUNDESSTIFTUNG
AUFARBEITUNG



stern

Die Ausstellung Die heile Welt der Diktatur? Herrschaft und Alltag in der DDR wurde herausgegeben von der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur sowie dem Nachrichtenmagazin *stern*.
Berlin und Hamburg © 2009

Gestaltung und Ausführung:

Thomas Klemm | Agentur für Gestaltung & Realisierung, Leipzig
www.thomasklemm.com